

Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage
zur
Deutschen Rundschau

Nr. 278.

Bromberg, den 20. Dezember

1928.

Sir Michaels Abenteuer.

Roman von A. R. G. Browne.

(Urheberschutz für Georg Müller Verlag, München.)

19. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Mr. Moon erröte unter seinem großen Bart. Er war sich von Anfang an bewußt, daß dies der schwache Punkt seiner Erzählung sei. Doch war es ganz unmöglich, die Sekretärschaft zu erklären; wenn Karoline nur ahnte, daß der Gutsherr von Hurstover den Sekretär bei einem Beamten außer Diensten spielte, konnte alles Mögliche geschehen. Aus ähnlichen Gründen hatte er auch nichts von Anne Kent erwähnt. Mikes Eheansichten waren eine Sache über die Karoline sicher die strengsten Ansichten hatte. Außerdem mißfiel sich nur ein Narr in die Herzensangelegenheit anderer; mit seinen mußte Mike selbst fertig werden. Mr. Moon hatte nur unternommen, Lady Fairlie zu sanfter Nachsicht mit der Pflichtverfäumnis ihres Neffen zu bewegen und darum bemühte er sich ernstlich. Er stand jetzt auf und begann im Zimmer auf und ab zu gehen, um dem hypnotischen Blick seiner Schwester auszuweichen. Dabei dachte er: Wenn man mit Karoline spricht, ist es, als spräche man mit X-Strahlen.

„Nun“, sagte er großzügig, „du weißt ja, wie so etwas kommt, wahrscheinlich haben beide heftige Sympathien für einander gefaßt. Das passiert ja oft.“

„Mir“, sagte Lady Fairlie nachdenklich, „mir ist das nie passiert. Vielleicht erscheint es mir deshalb als ein genügender Grund, alle meine Vorbereitungen umzustößen. Du sagst, Mike wird geruhen, bald nach Hause zu kommen?“

„Natürlich, wahrscheinlich schon morgen. Sie lassen ihn nur nicht gern fort.“

„Es interessiert mich sehr, Mike wiederzusehen“, sagte Lady Fairlie.

„Er muß wirklich ein anziehender junger Mann sein. Wie sagtest du, hießen diese außerordentlich gastfreundlichen Leute?“

„Bytheway.“

„Sehr interessant“, murmelte Lady Fairlie zerstreut. „Ich möchte wissen, ob — nun, Crump?“

„Das Auto steht vor der Tür, Mylady.“

Lady Fairlie erhob sich.

„Also, lebe wohl, Josef, und vielen Dank für deine Hilfe. Komm' bald wieder. Die verschiedenen Dinge, die du vergessen hast, werden dir nachgeschickt.“

„Danke“, sagte Mr. Moon. „Und mach' dir keine Sorgen wegen Mike.“

„Ich mache mir sehr selten Sorgen“, erwiderte Lady Fairlie. „Statt dessen tue ich etwas.“

Sie schob ihren Arm in den des Bruders, begleitete ihn zum Auto, sagte ihm liebevoll Adieu und winkte ihm zu, als der Wagen fortrollte. Dann kehrte sie lächelnd ins Frühstückszimmer zurück, setzte sich auf ihren früheren Platz und schenkte ihre ganze Aufmerksamkeit der Times, denn sie war eine der seltenen Frauen, die die Zeitung intelligent lasen, ohne sie dann in einem bis zur Unkenntlichkeit verwirrten und unordentlichen Zustand zurückzulassen.

Als sie beinahe fertig war, drang durch das offene Fenster der Klang einer Auseinandersetzung an ihr Ohr. Man hörte deutlich abwechselnd die gemäßigten Stimme von

Crump, dem Diener, der offenbar jemandem Vorstellungen machte und die viel kräftigere Stimme eines Unbekannten, der recht ungeduldig zu sein schien. Lady Fairlie lauschte einen Augenblick, dann erhob sie sich, ging zur Tür und rief: „Crump!“

Die Auseinandersetzung erstarb plötzlich und der Diener stand vor ihr mit etwas ärgerlichem Gesicht.

„Was ist los, Crump?“

„Ein Mensch, der Sir Michael sprechen will, Mylady.“

„Was für ein Mensch?“

„Ein — ein Mann, Mylady. Ein recht rauher Mann. Ich sagte ihm, Sir Michael sei nicht zu Hause und er verlangte seine Adresse, die ich ihm nicht geben wollte, da er sich weigert zu sagen, was er von ihm will.“

„Ich verstehe“, sagte Lady Fairlie. „Nun, führen Sie ihn herein.“ Crump zog sich mit einer Verbeugung und dem Ausdruck des Protestes gegen den erhaltenen Befehl zurück und erschien gleich darauf mit der Meldung „Mr. Hicks“ wieder.

Bei dem Anblick des Individuums, das ihm auf den Fersen folgte, hoben sich Lady Fairlies Augenbrauen in leichtem Staunen. Der Besucher war ein kurzer, gedrungen Mann von sonderbarem Aussehen; der Besucher kennt ihn ja und kann sich vorstellen, daß er, angetan mit einem sensartigen Anzug und einem steifen Hut, der ihm viel zu klein war und den er jetzt hastig vom Kopf riß, in diesem Salon eine merkwürdige Figur machte.

„Guten Morgen“, sagte Lady Fairlie ernsthaft.

Der Mann wurde rot, blickte in seinen Hut und murmelte schen: „Morgen, gnädige — M'lady.“

„Sie wollten Sir Michael sprechen, Mr. — Hicks — nicht wahr?“

„Ja, M'lady, Hicks ist mein Name, einstmals Dachsel-Hicks genannt.“

„Und was kann ich für Sie tun, Mr. Hicks? Aber setzen Sie sich doch, bitte.“

Mr. Hicks wählte mit sicherem Blick den kleinsten Stuhl im Zimmer, auf dessen äußersten Rand er sich setzte, den steifen Hut ans Herz gepreßt. „Nun, M'lady“, sagte er vorsichtig, „ich möchte eigentlich mit Sir Michael selbst reden.“

„Sir Michael ist nicht zu Hause. Aber ich bin seine Tante und wenn ich etwas tun kann —“

Mr. Hicks hustete laut, ehe er das heikle Thema anschnitt. „Die Sache ist eine kleine Geschäftsangelegenheit zwischen Sir Michael und mir. Wenn ich also seine Adresse haben könnte —“

„Natürlich, wenn es nötig ist“, erwiderte Lady Fairlie. „Aber vielleicht kann ich es für ihn abmachen. Welcher Art ist die Angelegenheit, wenn ich fragen darf?“ Sie war etwas beunruhigt, denn so ein Typus wie Mr. Hicks war ihr noch nie untergekommen, und sie konnte sich nicht vorstellen, was für gemeinsame Interessen — anständiger Art — er und ihr Neffe haben sollten.

Mr. Hicks hustete wieder aus Verlegenheit. Er war von Natur gutherzig und es widerstrebte ihm, dieser sympathischen Dame gegenüber mit der Wahrheit herauszurücken; aber Lady Fairlies hypnotischem Blick konnte er nicht widerstehen.

„Nun, M'lady“, sagte er schüchtern, „es ist sozusagen eine Geldangelegenheit.“

„Geld? Sie meinen wohl, Sir Michael ist Ihnen Geld schuldig?“

„Sozusagen ja, M'lady.“

„Wieviel?“ fragte Lady Fairlie, von dem Gedanken beunruhigt, in ihrem Neffen einen Schuldenmacher, ein leichtes Tuch, erkennen zu müssen.

„Eine Fünfspundnote, M'lady.“
Lady Fairlie atmete auf, denn mit fünf Pfund kann auch das leichteste Tuch nichts anfangen. „Nun, da brauchen Sie keine Zeit mehr auf der Suche nach Sir Michael zu verschwenden. Das kann ich für ihn ordnen, wenn Sie mir sagen wollen, wofür er es Ihnen schuldet.“

Mr. Hicks Verlegenheit wuchs. Er zögerte wieder, aber der hypnotische Blick tat sein Werk.

„Das war nämlich so, M'lady. Ich möchte keine Unannehmlichkeiten verursachen, aber ich muß sagen, das hätte er wirklich nicht tun sollen, wirklich und wahrhaftig nicht!“

„Was nicht?“ fragte Lady Fairlie, deren Befürchtungen verstärkt zurückkehrten.

Mr. Hicks schluckte und schaute sie an, als wolle er ihr sagen, sie habe das durch ihr unermüdliches Ausfragen selbst über sich gebracht. Denn wenn ihr Neffe ihm auch Abscheu einflößte, wollte er dieser Dame, die ihm von der richtigen Sorte erschien, nicht gern wehtun.

„Nun — mich anschnieren, M'lady“, sagte er widerstrebend.

„Sie anschnieren!“ wiederholte Lady Fairlie entsetzt. „Sie anschn — bitte, erzählen Sie die ganze Geschichte vom Anfang an, aber schnell!“

Mr. Hicks seufzte und gab der Übermacht nach.

„Also, es war so. Ich hab' ein Wirtshaus bei Heatham, „Zum Haupt des Sarazenen“ heißt es. Und da ist neulich Sir Michael hineingekommen, hat ein Glas Bier getrunken, hat gezahlt und ist wieder gegangen. Und gerade vor dem Haus ist er von einem Auto niedergestoßen worden —“

„Was!“

„Oh, es ist ihm nichts geschehen, M'lady. Es hat ihn nur in den Graben geschmissen. In dem Auto war eine Dame und ein junger Bursch und der Chauffeur. Natürlich haben sie angehalten; sie mußten überhaupt halten, da das Auto in meinen Brunnentrog hineingefahren ist. Also kurz und gut, M'lady, sie sind ins Gespräch gekommen und Sir Michael hat sie zum Essen eingeladen, während sie ein anderes Auto holen ließen. Und ich kann sagen, ich hab' ihnen ein gutes Essen gegeben. Schinken und Roastbeef und —“

„Ja, ja“, sagte Lady Fairlie. „Und Sir Michael hat zu zahlen vergessen — das ist wohl die Geschichte?“

„Oh, gezahlt hat er schon, M'lady“, sagte Mr. Hicks. „Ein Pfund, sieben Schilling und acht Pence hat es mit dem Wein ausgemacht und mit dem hat er bezahlt.“ Dabei holte er aus seinem Gutfutter einen Fünfspundschein und reichte ihn Lady Fairlie. Sie schaute ihn an, fuhr zurück und schaute genauer hin.

„Aber“, sagte sie scharf, „das ist doch eine Nachahmung, nicht?“

„Ach“, sagte Mr. Hicks, „es freut mich, daß Sie es auch sehen, M'lady.“

„Freilich ist es ein „Falscher“ und einer der schlechtesten, die ich je gesehen noch dazu. Wenn es im Schrank nicht so finster gewesen wäre, und ich ein bißel aufgeregt, weil ich lange keine Gäste gehabt hatte, so hätt' ich ihn ja gleich erkannt. So sah ich es sofort, nachdem sie weg waren. Und deswegen“ schloß Hicks, „möcht ich mit Sir Michael sprechen.“

Einen Augenblick sah Lady Fairlie wie betäubt da und starrte auf die Banknote.

„Sie glauben“, sagte sie dann ruhig, „daß Sir Michael gewußt hat, daß es eine Nachahmung ist?“

„Nun, er muß es wohl gewußt haben, M'lady, wenn er in seinem Leben einen echten Fünfer in der Hand gehabt hat. Ein dreijähriges Kind würde es ja sehen. Sie haben es doch auch gleich erkannt, obwohl Ihnen sicher nicht viel Falsche untergekommen sind.“

„Wie haben Sie seinen Namen erfahren?“

„Er stand auf seinem Koffer, mit dieser Adresse hier. Ich habe es zufällig gesehen und mir gemerkt. Ich konnte erst heute auf meinem Rad herüberkommen. Außerdem hörte ich, wie ihn die Dame so ansprach.“

„Kennen Sie die Dame?“

„Nie gesehen, M'lady, sie ist so in mittleren Jahren.“

Lady Fairlie schwieg eine Weile. Die Mitteilung hatte sie erschreckt, doch hatte sie nicht die Absicht, sich es merken zu lassen. Ohne weitere Beweise glaubte sie keineswegs, daß Mr. Hicks mit Absicht geschädigt habe, aber offenbar mußte die Sache sofort aufgeklärt werden. Die Erzählung des Wirtes bestärkte sie in der Überzeugung, daß hinter der Abwesenheit ihres Neffen bedeutend mehr steckte, als man ihr sagte. Die Erklärung ihres Bruders hatte sie keinen Augenblick lang befriedigt, sie hätten nicht einmal einem zweijährigen Halbidioten genügt. Warum hatte er zum Beispiel gar nichts von dem Autounfall erwähnt? Sie hatte ursprünglich die Absicht gehabt, sich alles ruhig zu überlegen, ehe sie handelte, wie es sie am besten dünkte; aber nun tat Eile not. Wenn einmal ein Gerücht auftauchte, daß der

neue Besitzer von King's Fortune falsches Geld ausgab — Lady Fairlie erschauerte.

„Gut, Mr. Hicks“, sagte sie ruhig. „Wir werden uns sofort um die Sache kümmern. Warten Sie, bitte, hier auf mich.“ Sie stand auf und verließ rasch das Zimmer, in dem der verlegene Wirt sich die Stirne wischte, laut durch die Nase atmete und sich den Kopf zerbrach, was nun geschehen würde.

Er blieb nicht lange im Zweifel. In außerordentlich kurzer Zeit erschien Lady Fairlie zum Ausgehen angekleidet.

„Kommen Sie, Mr. Hicks“, sagte sie, „wir müssen uns eilen.“

„Bitte um Entschuldigung, M'lady“, wagte Mr. Hicks zu sagen, „aber wohin gehen wir?“

„Sir Michael auffuchen. Kommen Sie.“

„Aber, M'lady —“

„Kommen Sie nur.“

Und ehe der erstaunte Mr. Hicks, dessen Gedanken sich mehr durch Bähigkeit als rasche Beweglichkeit auszeichneten, noch eine Frage stellen konnte, war sie schon aus dem Zimmer. Der Wirt, ins Unvermeidliche ergeben, schwerfällig hinter ihr drein. Lady Fairlie verließ die Halle durch den Haupteingang und ging um das Haus herum zur großen Garage. Dort riß sie das Tor auf und kletterte in den kleinen Zweiflüßer, den sie für solche Notfälle bereit hielt.

„Steigen Sie ein, Mann“, befahl sie. „Ist das Ihr Fahrrad? Geben Sie es hinten hinauf.“

„Ich bitte um Entschuldigung, ich sollte noch —“

„Sie wollen Ihre fünf Pfund“, sagte Lady Fairlie entschieden, „und ich will schauen, daß Sie sie bekommen. Also vorwärts!“

Wenn sie so sprach, wurde ihr gehorcht. Der hypnotische Blick traf Mr. Hicks und er widersprach nicht mehr. Er verstaute sein Rad hinten und seine umfangreiche Persönlichkeit bescheiden an ihrer Seite. „Fahren wir weit, M'lady?“ fragte er schüchtern.

„Nach Egham — ungefähr vierzig Kilometer von hier. Wir machen es in einer Stunde und ich bringe Sie dann zurück.“

Sie machten es tatsächlich in einer Stunde oder noch weniger. Lady Fairlie führte ein Auto mit derselben gelassenen Flüchtigkeit, mit der sie ihre Wirtschaftsbücher in Ordnung hielt, eine Omelette buk, Strümpfe stopfte oder Bridge spielte. Sie fuhr vielleicht etwas zu lässig für den Geschmack von Mr. Hicks, der die Geschwindigkeit nicht um ihrer selbst willen liebte. Er saß steif da, mit einer Hand klammerte er sich am Wagen an, die andere hielt seinen Hut auf seinem kugelförmigen Kopfe fest; sein durchfurchtes Gesicht hatte den ergebenen Ausdruck eines Menschen, der nicht erstaunt wäre, jeden Moment dem heiligen Petrus zu begegnen.

Es geschah ihm jedoch nichts. Mit der Zeit entwickelte sich das melancholische Städtchen Egham vor ihnen und Lady Fairlie erkundigte sich nach dem Hause der Wytherways, deren Adresse ihr Mr. Moon verschwiegen hatte. Sie wurde sofort hingewiesen und bald hielt der Zweiflüßer vor dem Tor von Lindley Haus.

Lady Fairlie blickte sich um. Das große Haus lag still und schön in der Sonne da, die Gärten flammten in allen Farben; das einzige sichtbare Lebewesen war ein schlankes, blondes Mädchen, die am Geländer der Terrasse lehnte und die Ankömmlinge ziemlich interesselos betrachtete. Ein recht hübsches Mädchen, dachte Lady Fairlie, sieht aber traurig aus. Das hübsche Mädchen wandte sich plötzlich und betrat das Haus durch eine Fenstertür. Lady Fairlie wendete sich an ihren Fahrgast.

„Bitte, warten Sie hier, Mr. Hicks.“

„Bitt' um Entschuldigung —“

„Ich möchte, daß Sie hier warten, bis ich meinen Neffen gesehen habe. Ich habe ihn seit zwölf Jahren nicht gesehen, also werden Sie ja nichts einzuwenden haben.“

(Fortsetzung folgt.)

Waldwinter.

Die Sonne leihet dem Schnee das Prachtgeschmeide,
Doch ach! wie kurz ist Schein und Licht.
Ein Nebel tropft, und traurig zieht im Leide
Die Landschaft ihren Schleier dicht.

Ein Häslein nur fühlt noch des Lebens Wärme,
Am Weidenstumpfe hoch es bang.
Doch kreischen hungrig schon die Rabenschwärme
Und harren auf den sichern Fang.

Bis auf den schwarzen Schlammgrund sind gefroren
Die Wasserlöcher und der See.
Zuwetilen geht ein Wimmern, wie verloren,
Dann stirbt im toten Wald ein Reh. Ellenron.

Das Kind.

Von Friede H. Krazze.

Die in Krotoschin geborene Schriftstellerin Friede H. Krazze, deren reiches Schaffen wir in dem „Adventsbrief“ in Nr. 289 der „Deutschen Rundschau“ gewürdigt haben, hat uns die Weihnachtsgeschichte „Das Kind“ in freundlicher Weise zur Verfügung gestellt. Wir beginnen heute mit dem Abdruck der Novelle und freuen uns, eine zweite Probe des schriftstellerischen Könnens Friede H. Krazzes unseren Lesern unterbreiten zu können. Die erste Probe unter dem Titel „Advent“ ist in Nr. 278 der „Deutschen Rundschau“ erschienen. Die Schrift.

Das Kind steht im Baumgarten. Als der Vagabund an der Weißdornhecke, die völlig entlaubt ist, vorüberkommt.

Das Kind steht unter einem Apfelbaum. Es ist ein Gravensteiner. Sein Stamm ist, wie alle Baustämme hierzulande, vom Meerwind nach Osten gekrümmt. Die kahle Krone bewahrt noch ein verlassenes und zerzaustes Zinnenstück.

Das Kind sieht in die Baumkrone. Über das Finken- und Laub seine Augen nur so hin wie über etwas, das jetzt keine Bedeutung mehr hat. Eigentlich sieht das Kind durch die Baumkrone hindurch in die ganz blassen, durch das Gesperr der Zweige wie in einem Netz gefangene Himmelsflecke. Die Augen des Kindes prüfen. Zugleich fängt ein Geheimnisvolles an, wie lauter dunkle und goldene Punkte auf klarem Grunde zu leuchten.

Hernach wendet sich das Kind mit dem Rücken zum Stamm des Apfelbaums und schaut nach Osten zum Ende des Baumgartens, wo etwas Schweres, Dunkles, das nach oben mehrfach zugespitzt ist, riesenhaft wuchtet. Jetzt sind die Augen des Kindes ganz ohne goldene Punkte. Sie haben einen hellen, fast scharfen Blick. Wie edle Vögel. Der Blick scheint Richtung und Entfernung zu messen zu dem Wuchstenden hin.

Der Vagabund steht noch immer hinter der Dornhecke. Sie ist an dieser Stelle von einem breiten Stechpalmbusch durchwachsen. So daß eine feste dunkelgrüne Wand gebildet wird. Der Vagabund hat sich nicht gerührt. Er sieht zu dem Kinde hinüber. Es ist ein Knabe von vielleicht fünf Jahren, dem das Haar in einem harten strohgelben Büschel in die Mitte der Stirn fällt. Die Stirn ist kantig über den Augen und höher hinauf schön gewölbt. Was die Nase werden will, ist noch ungewiß. Der Mund erscheint augenblicklich ganz rund wie von einem Ruf. Es ist möglich, daß, wenn er sich schließt, die Lippen seine Schwingungen zeigen.

Vielleicht wäre er dann dem Munde des Vagabunden nicht unähnlich. Nur die schlaffe Senkung der Mundwinkel, die in zwei Falten abwärts in den hochgeschlagenen Rockfransen des Vagabunden hineinkriecht, könnte man sich allerdings bei dem Kinde nicht vorstellen.

Der Vagabund hat bis jetzt weder die Augen des Kindes gesehen noch seinen Mund oder die Stirn. Das Kind steht ihm abgekehrt. Als es sich jetzt bückt und anfängt, aus Steinen und Klögen eine Art Wall um den Grund des Stammes aufzuführen, trifft der Blick des Vagabunden einen guten viereckigen Flederfleck quer über dem Hosenboden.

Dem Vagabunden scheint, als ob vor seinen Augen Glasfugeln mit blau und rot eingefassten Spiralen tanzten. Wie sie sie als Kinder zum Spielen hatten. Sein Mund zieht sich länger, verliert jede Schwingung, nur die Winkel werden sich härter. — Man versteht noch immer auf Poggenburg zu sparen, — könnte dieser geringschätzige und zugleich befriedigte Ausdruck bedeuten. Dann nimmt der Blick des Vagabunden dieselbe Richtung wie vorher der des Kindes, als er eine Entfernung abzumessen schien.

Aber in die Augen des Vagabunden tritt nicht der fast scharfe, helle Vogelblick. Vielleicht kannten sie einmal das geheimnisvolle Leben der goldnen und schwarzen Punkte. Aber zu viel aufgewühlte Tiefen haben sie in ihre Trübe aufgelöst. Die leicht geröteten Lider der Augen zwin-tern unaufhörlich.

Nun, der verfluchte Nebel ist schuld daran. Den haben sie hier auch noch immer wie früher! — Aber zuletzt gelingt es dem Vagabunden, als er immer in der Richtung schaut wie vorher das Kind; er erkennt diese drei dunkeln in eines verschmelzenden, nach oben sich verjüngenden wuchstenden Klumpen.

Der Vagabund kneift plötzlich die Augen ein. Wozu braucht er Augen? Hat es ihn denn jeweils freigegeben, ein bestimmtes Bild? Rotlachen hatte er darübergeschwemmt, Berge von Sattheiten, Gier, Schamlosigkeiten

und Lasterungen hatte er darüber gehäuft. Das Bild war nicht zu zerstören, verblaßte nicht. Und es war stärker als alles. Jetzt eben erblickt der Vagabund sie doch wieder nah zum Greifen: braunrot, tief geduckt unter den mächtigen Reedhauben, Haus, Scheune, Stall, alle drei gesegnet von dem heidnischen und dennoch heiligen Wotanzzeichen, den gekreuzten Pferdeköpfen der Firkbalken. Er sieht die Storchester auf den Dächern, die Nester der Schwalben, der Herrgottsvögelin unter dem Gebälk, die runden, blanken Messinggriffe der eichenen Haustür, die Reihe spiegeln-der Fensterscheiben hinter den gefappten Linden . . .

Der Vagabund reißt plötzlich die Augenlider weit von einander. Diese aufgerissenen Augen wirken aber, als ob sie durchaus etwas nicht sehen wollen, vor bestimmten Dingen auf der Flucht sind. Die Hände, die aus den zerfrauten Fadenärmeln hängen, ballen sich. Der Vagabund stiert zu dem Kinde hinüber. Aber er weiß gar nicht, daß es noch dort ist.

Das Kind hat inzwischen weiter mit Steinen und Klögen den Damm um den Fuß des Apfelbaumes gebaut. Nun ist es fertig. Es richtet sich in die Höhe, wirft den strohgelben Haarbüschel aus der glühenden Stirn. Triumphierend und fest, zugleich ein wenig verlegen, sieht es auf sein Werk. Dann schaut es durch die Krone des Apfelbaumes in die blassen Himmelsflecke. Zuletzt wandern seine Augen im Kreise. Sie fallen auf den Vagabunden, der jetzt eben erwacht und das Kind ansehend, in irgend einem Moment des Verstehens aus dem Schutz des Stechpalmbusches herausgetreten ist.

„Was machst du dort?“ fragt das Kind. Es sieht den Vagabunden fest an, sein Gesicht, seinen elenden, hoch zugespitzten Rock, der an den Ärmeln ausgefranst ist, die kottigen Stiefel, deren einer an den Beinen breit wie ein Froschmaul auseinander klappt. Der Blick des Kindes geht von dem Stiefel wieder zu dem zerstörten Gesicht mit den unaussprechlich zuckenden Lidern.

„Komm zur Mutter,“ sagt das Kind. Sein Blick wird lieblich. „Heute ist Christabend. Da ist kein Wegfahrer ohne Dach. Wir haben den Zuleber geschlachtet und viele Korinthenbrote gebacken. Wir haben auch süßes Bier, Mehlbeutel und Fische. Heute ist kein Landfremder heimatlos.“

Während das kleine Kind spricht, faltet es die kleinen schmutzigen Hände über dem grauen Frieslatz seine Jacke. Es sagt das alles, als ob es ein gelerntes Gebet herlegt. Aber die gelernten fremden Worte sind bereits eine geheimnisvolle Wirklichkeit geworden. Alle schwarzen und goldnen Punkte in den klaren Augen des Kindes leuchten.

„Bist du der Junge vom Hof?“ fragt der Vagabund als Antwort.

„Ja,“ sagt das Kind darauf. „Das kannst du doch wohl sehen. Meinem Vater gehört das alles.“ — Es macht eine weite schwenkende und stolze Bewegung mit den kleinen Armen.

Der Vagabund entgegnet nichts. Seine Stirn zieht sich über der Nasenwurzel in eine dunkle Rinne. Man sieht die Rinne nicht unter seiner Schirmmütze.

„Mein Vater ist der reichste,“ sagt das Kind. — „Ihm gehört Poggenburg, Agnetenhof und die Brennerrei. Er ist auch der klügste. Er ist klüger als der Pastor. Der Pastor hat es selber gesagt.“ Die Augen des Kindes leuchten. Der Vagabund entgegnet nichts.

„Mein Vater ist der stärkste,“ sagt das Kind schnell. — „Er kann den wilden Eiter an den Hörnern fassen, daß er knien muß. Er hat mich und die Mutter in den Brauhottisch gehoben. Bei der Sturmflut.“ — Jetzt funkeln die Augen des Kindes.

Der Vagabund entgegnet wieder nichts.

„Mein Vater ist auch sehr gut,“ sagt das Kind leise. Seine Augen sind ganz groß dabei geworden. Sie scheinen zu bitten.

Der Vagabund sagt noch immer nichts.

„Du glaubst es wohl nicht?“ ruft das Kind heftig. Es läuft auf den Vagabunden zu mit hochgehobener geballter Faust. Seine Wädhchen haben kreisrunde rote Flecken. Die hellen Nagen sind fast schwarz. Die Unterlippe zittert.

Das finstere Gesicht des Vagabunden wird plötzlich jung und gut. Er nimmt die geballte Faust des Kindes in seine Hand: „Ich glaube alles, was du sagst.“

Das Kind lächelt glücklich. Es legt die Arme dem Vagabunden um den Hals. Sie sehen sich ganz nah in die Augen.

„Wirst du jetzt mit zur Mutter kommen?“ fragt das Kind.

Der Vagabund sagt: „Hör doch, was hast du da für einen Ball um den Apfelbaum gemacht? Willst du darunter stehen, wenn die Uhr vom Odehüller Kirchturm Mitternacht schlägt?“

Das Kind drückt dem Vagabunden schnell die kleine Hand auf den Mund. Es sieht sich schon im Kreise um. Aber niemand ist zu hören und zu sehen. Nur der Nebel tropft von den kahlen Ästen der Bäume. In der Ferne hört man das zufriedene Brüllen einer Kuh.

„Weißt du es auch?“ fragt das Kind. „Der Vater darf es nicht hören. Aber die Mutter hat es gesagt: wenn man sich um 12 in der Christnacht unter den Apfelbaum stellt, sieht man den Himmel offen und das himmlische Kind.“

Der Vagabund nickt ein paar Mal vor sich hin.

„Ich weiß es für sicher,“ sagt er. Die Mundwinkel glätten sich. Der Mund wird schmal und schön. Die geröteten Augenlider hören auf, zu zwinkern. Die Augen sind traurig und rein.

Das Kind küßt ihn.

„Wirst du jetzt zur Mutter kommen?“ fragt das Kind. „Du glaubst nicht, wie herrlich heute die Diele geschmückt ist! Soviel grüne Zweige mit roten Beeren. Sieh!“ Es lacht und weist auf den Stechpalmbusch, hinter dem der Vagabund gestanden hat. „Er war ganz besprüht mit Rot gestern noch. Aber Mutter ließ alle Zweige mit Beeren heraus-schneiden für die Diele und für die beste Stube. Und dann mußte Joern und der lange Momme in unsere Buche klettern. — Stehst du sie dort, unsere Buche?“ — Das Kind biegt den Kopf des Vagabunden zu Süden hin, wo die einzige herrliche Baumkuppel auf weit und breit ragt. Der Vagabund erkennt sie gleich wieder. Die Buche war nicht sehr viel niedriger, als er und der Vater des Kindes in die Kuppel stiegen, um Mistelnester auszubrechen für das Christfest.

„Ja, was taten denn Joern und der lange Momme in der Buche?“ fragte der Vagabund langsam.

„Das weißt du nicht?“ — Die Stimme des Kindes wird geheimnisvoll. — „Der blinde Hoedur traf doch Baldur den Reinen mit dem Mistelpfeil, weil nie mehr grüner Frühling sein sollte auf Erden. Darum ist die Mittel verflucht. Aber sie weint jedes Jahr so viel Tränen, die gefrieren zu Eisklumpen um Weihnachten. Da dauert es das Christ-kind. So darf die Mittel in die Diele gehen und in die Weihnachtsstube und den Christbaum sehen und das Kripplein. Dann wird ihr vergeben.“

Das Kind hat dieses wieder feierlich hergesagt wie etwas Gelerntes, das längst eine Wirklichkeit wurde.

„Habt ihr ein Kripplein?“ fragt der Vagabund.

Jetzt muß das Kind wirklich lachen. — „Von Großvater doch. Nicht vom Agnetenhofer Großvater. Von Großvater im Himmelreich. Er hat es für Mutter gebaut, als Mutter noch klein Theda war. Vater war schon viel größer als ich. Aber dann war da noch der andere Broder.“

Das Kind schweigt. Es sieht versunken in eine weite, geheimnisvolle Ferne. „Ich bin auch Broder“, sagt es zu-lehzt.

„Broder?“ fragt der Vagabund. „Wer war doch der andere Broder?“

Das Kind sieht den Vagabunden grübelnd an. — „Ich weiß es nicht. Er saß mit klein Theda in dem Ledersofa, als Großvater die Könige aus Morgenland so wunderschön anmalte.“

Plötzlich besinnt sich das Kind, daß der Vagabund so eine dicke Stimme bekommen hat. „Hast du Halschmerzen? Mutter wird dir Eibisch mit Honig geben.“

„Ja! nurl!“ Der Vagabund muß ordentlich die Beine von einander stemmen. Das Kind hat seine Hand mit seinen beiden Händen gefaßt und zieht mit aller Gewalt. Der Weg, auf dem der Vagabund steht, ist glitschig vom Regen.

Der Vagabund könnte ja einfach mitgehen. Ein paar Schritte hin ist in der Decke eine ziemliche Lücke. Dort ist der Stier durchgebrochen vor ein paar Wochen, als man das Vieh aus den Fennen nahm. Er hörte die schöne schwarz-bunte Thora vom Stalle her brüllen.

Oder wenn der Vagabund nicht mitgehen will, so braucht er nur die kleinen Hände des Kindes von seinen Fingern loszumachen. Vorsichtig, eine nach der anderen, daß das Kind nicht hinschlägt auf das nasse Gras des Baum-gartens.

Aber der Vagabund tut nicht dergleichen. Er scheint gar nicht mehr zu merken, daß das Kind an seinen Händen zieht — Broder saß mit klein Theda im Ledersofa, als Großvater die Könige aus Morgenland so wunderschön ausmalte.

„Und Karsten?“ fragt der Vagabund. — „Vater?“ verbessert er sich schnell. „War dein Vater nicht dabei, als das Kripplein gebaut wurde?“

Das Kind wundert sich keinen Augenblick über den Vagabunden der weiß, daß sein Vater Karsten heißt. Das mit dem Himmelreich über dem Apfelbaum hat er doch auch gewußt. Er ist aber plötzlich bestürzt.

„Wo Vater war, weiß ich nicht,“ sagt es dann lang-sam. — „Er wird bei den Pferden draußen gewesen sein. Oder auf dem Deich. Einer muß doch wohl arbeiten und aufpassen!“

Die Augen des Kindes, die eben den Glanz verloren hatten, sind wieder voll leuchtender Pünktchen.

„Komm doch endlich,“ ruft das Kind vorwurfsvoll und zieht wieder mit aller Kraft an der Hand des Vagabunden. — „Du denkst auch gar nicht daran, was alles heute noch vor ist. Die Garbe für die Vögel müssen wir aufstellen. Bei den bunten Tellern für die Kätnerkinder muß ich helfen und bei den Tüten mit braunem Zucker und Kaffee für die alten Mütterchen.“

Aber der Vagabund steht noch immer wie festgemauert. „Ich muß doch noch aufbauen für Vater und Mutter!“ flüstert das Kind eilig und glücklich. — „Ich hab sie selber gemalt: Buchzeichen! Eins gelb wie Sommer und eins mit dem Weihnachtsstern. Kommst du jetzt?“

Der Vagabund scheint sich endlich zu ermannen. „Später“, sagt er wieder mit der dicken Stimme. — „Ich komme später. Ganz bestimmt komme ich!“

„Willst dich gewiß noch schmuck machen,“ belehrt sich das Kind, um seine Enttäuschung zu verbergen. — „Vergiß nicht! Um sieben bescheren wir. Ich —“, das Gesicht des Kindes wird wie eine helle Blume, — „ich werde auch für dich ein Geschenk machen.“

Als das Kind sagt: „Ich werde auch für dich ein Ge-schenk machen,“ sind vor den Augen des Vagabunden wieder die tanzenden Glasfugeln. Die eingeflossenen Spiralen aus Rot und Blau verschlingen sich zum herrlichsten Gewebe. Wie auf einem Teppich leuchtendster Farben schritt eben der Vagabund. Wie in einem Saal aus funkelndem Kristall, durch den überall die Sonne bricht.

Aber nun, da das Kind endlich seine Hand freigegeben hat — wie leer und schlaff seine Arme am Körper herunter-hängen!

Das Kind winkt noch einmal zurück. Es ist schon bald am Hause.

„Du kommst bestimmt unter den Apfelbaum!“ ruft plötz-lich der Vagabund. Er erschrickt fast, so laut hat er gerufen. Es sieht aus, als ob er die Arme etwas gehoben hätte. Dem Kinde hinterdrein.

Aber vielleicht sieht es nur so aus, im Nebel, der jetzt weiß fließt wie Milch, und alles verändert. Das Kind sieht es jedenfalls nicht. Und weil es den Vagabunden kaum noch sieht, erschrickt es auch nicht so sehr, daß er sein Ge-heimnis eben mit lauter Stimme preisgegeben hat.

„Verlaß dich ganz fest darauf!“ ruft das Kind. Es lacht hell und zwitschernd wie ein übermütiges Frühlings-vögelein.

(Fortsetzung folgt.)

Bunte Chronik

* **Zahnoperation an einer Löwin.** Im Seebacher Zoologischen Garten in der Schweiz lebt Grete, eine schöne und ausgewachsene Löwin. Sie ist ein wahres Prachtexem-plar. Nun wurde Grete plötzlich krank. Lange Zeit konnte man nicht darauf kommen, was ihr fehlt. Man sah nur, daß sie große Schmerzen haben müsse. Bis endlich einer ihrer Wärter feststellte, daß Grete einen schlechten Zahn habe und daß dieser Zahn herausmüsse. Man transportierte also Grete nach Zürich, wo auf der tierärztlichen Hochschule den Ärzten Dr. Bürgi und Dr. Degen die Aufgabe zuteil wurde, den kranken Zahn zu entfernen. Da man aber Grete nicht klar machen konnte, daß man nur ihr Wohl wolle, gestaltete sich die Operation äußerst schwierig. Man versuchte zuerst, die Löwin zu narkotisieren. Doch vergeblich. Zwei Stunden vergingen und Grete war noch immer wach. Man war da-her gezwungen, Grete zu fesseln. Mit Hilfe von 20 Mann gelang auch dieses Wagnis. Nun wurde ihr Ober- und Unterkiefer gewaltsam auseinandergehalten und die Ope-ration konnte beginnen. Der kranke Zahn leistete aber harten Widerstand. Und erst in 20 Teile zersprungen, konnten die Splitter langsam entfernt werden. Endlich, die Tat war vollbracht, Grete war von ihren Schmerzen erlöst und konnte wieder nach Seebach transportiert werden.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Seyle; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann & Co. v. b. in Bromberg.